

Die begriffliche Ausweitung der Kampfzone

Der Begriff der Aggression zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

Einleitung

Geschlecht und Gewalt, das Thema dieses Bandes, betrifft nicht nur die Frage nach den Charakteristika und Ursachen sexueller Aggression, sondern auch die Frage nach angeblichen geschlechtsspezifischen Formen der Aggression. Der vorliegende Beitrag befasst sich mit beidem und diskutiert sie als Teil begrifflicher „Ausweitungen der Kampfzone“, d.h. als Teil von Erweiterungen des Aggressionsbegriffs im Verlauf der wissenschaftlichen Aggressionsforschung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Beitrag möchte Folgendes darstellen: Was als Aggression wahrgenommen wird und in der Wissenschaft als solche gezählt wird, verändert sich mit der Gesellschaft. Dabei wird aus epistemologischer bzw. wissenschaftsphilosophischer Perspektive gezeigt, wie sich rassistische, Status-, und Geschlechtsstereotype auf begriffliche Entscheidungen in wissenschaftlicher Forschung auswirken und somit die wissenschaftliche „Arbeit am Begriff“ beeinflussen können. Dies verdeutlicht wiederum, wie – je nach begrifflicher Entscheidung – unterschiedliche Formen und Aspekte von Aggression sichtbar bzw. unsichtbar gemacht werden. Was wir sehen, welche Belege wir über Tatsachen haben, hängt auch von unseren begrifflichen Entscheidungen ab. Der Aufsatz zeigt auch auf, wie bei wachsender semantischer Komplexität eines Begriffs die Unterbestimmtheit begrifflicher Entscheidungen durch das, was da ist (Tatsachen), zunimmt. Diese Unterbestimmtheit ist aber das, was dem Einfluss von Stereotypen und den diesen zugrundeliegenden Werten erst die sprichwörtliche Tür öffnet. Normativ betrachtet folgt aus der dargestellten Sachlage ein Transparenzgebot: Da die begriffliche Unterbestimmtheit nicht vollständig vermieden werden kann, sollte es darum gehen, die jeweilige Arbeit am Begriff (und die damit zusammenhängenden Entscheidungen) so transparent wie möglich zu machen, um auch die jeweils mitproduzierten Unsichtbarkeiten indirekt wieder sichtbar zu machen. Dies ist wichtig, weil es immer ein gewisses Risiko gibt, mit einer bestimmten begrifflichen Entscheidung zu einer Benachteiligung von Personen beizutragen. Die Arbeit am Begriff – und damit wie wir die Tatsachen begrifflich fassen – ist immer auch politisch.



Maria Kronfeldner

1. Begriffsentwicklung in Sachen Aggression: Über die begriffliche Ausweitung der Kampfzone

Begriffe entwickeln sich. Wie ein Begriff zu einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Kontext verwendet wird, gerät bisweilen unter Beschuss und über die Zeit entstehen Anpassungen. Dabei können Werte und der Verweis auf Stereotype eine Rolle spielen.

Im Folgenden möchte ich mich auf drei Episoden aus der Geschichte der Aggressionsforschung beziehen, in denen jeweils eine Version des Begriffs der Aggression auf eine Kritik gestoßen ist, die sich auf rassistische, Status-, oder Geschlechterstereotype und die damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Werte bezog. Diese Kritiken betreffen:

(a) eine *nur auf individuelle Täter und Opfer gerichtete Definition* von Aggression als zu eng und auf rassistische und Statusstereotype bauend bzw. diese stützend, wie von Longino diskutiert.¹

(b) die *soziobiologische Definition* von Aggression als zu weit und gleichzeitig zu eng und auf rassistische und Statusstereotype bauend bzw. diese stützend, wie von Hubbard und Dupré diskutiert.²

(c) die *traditionelle Konzentration auf körperliche Aggression* als zu eng und auf Geschlechterstereotype bauend bzw. diese stützend, wie von Krahe diskutiert.³

Ich werde diese drei Episoden vergleichend diskutieren, um deutlich zu machen, wie Phänomene sichtbar oder unsichtbar gemacht werden, abhängig von den jeweilig involvierten Stereotypen und Werten.

Um nicht im „Trüben zu fischen“ werde ich die breit akzeptierte Definition von Aggression, die Baron und Richardson in ihrer Theorie der Aggression vorstellten, im Folgenden als begrifflichen Rahmen voraussetzen. Als Aggression gilt nach Baron und Richardson: „any form of behavior directed toward the goal of harming or injuring another living being who is motivated to avoid such treatment.“⁴

Obwohl diese Definition als wichtiger Schritt in der Geschichte der Aggressionsforschung gelten kann, ist klar, dass sie – wie häufig bei Definitionen – viel offenlässt und daher enger und weiter interpretiert, und somit auch als *zu* eng oder *zu* weit kritisiert werden kann. Zudem verändert jede Entscheidung über die Anpassung des Aggressionsbegriffs – eine Entscheidung über die Eingrenzung oder Ausweitung der sprichwörtlichen Kampfzone – was mit Hilfe des Begriffs sichtbar wird, oder eben nicht und damit außen vor bleiben muss.

Im Folgenden werde ich die erwähnten drei Episoden unter Voraussetzung der skizzierten Definition von Baron und Richardson diskutieren.

(a) Eine nur auf einzelne Täter und Opfer gerichtete Definition von Aggression als zu eng

Ich möchte auf Longino aufbauend im Folgenden verdeutlichen, dass der Fokus auf einzelne Individuen als Täter und Opfer in Teilen der Aggressionsforschung des 20. Jahrhunderts und in der zitierten Definition als Beleg für eine „individualistische Voreingenommenheit“ dieser Forschung, wie Longino es nennt, gewertet werden kann. Longino schreibt, dass Verbrechen wie Insiderhandel, Verletzung von Umweltschutzgesetzen oder Steuerhinterziehung ebenso Taten sind, die Opfer haben, und somit eigentlich eine Aggression darstellen,⁵ selbst wenn gilt: die „victims are more diffuse than the individual victim of assault or murder,“⁶ so Longino. Der Fokus der Gewalt- und Aggressionsforschung sei somit seit langem sehr eng auf staatlich nicht-geförderter zwischenmenschlicher Schadenszufügung ausgerichtet. Aggression (und damit auch Kriminalität) wurde als ein Problem unter einzelnen Individuen verstanden und das soziale Problem der Aggression und Kriminalität ignoriert, so Longino. Dadurch werden u.U. auch bestimmte empirische Belege ignoriert, nämlich indem sie erst gar nicht erstellt bzw. gesucht werden.

Das bedeutet systematisch betrachtet, dass bei einem individualistischen Zugang die sozialen Ursachen von Aggression seltener untersucht werden, obwohl sie sehr wahrscheinlich ebenso ursächlich beteiligt sind. Welchen Begriff wir verwenden (z.B. einen, der direkt interagierende Einzelpersonen in den Fokus rückt, oder einen breiteren Begriff), beeinflusst, wie wir nach empirischen Belegen für die jeweiligen Aggressionstheorien suchen.

Ich möchte diesen Punkt an einem Beispiel ausführen, das auch von Longino erwähnt wird. Nehmen wir an, Ziel ist, den Unterschied zwischen den Inhaftierungsraten nicht-„weißer“ US-Bürger im Vergleich zu „weißen“ US-Bürgern zu erklären. Eine individualistische Tendenz neigt dazu, die sozialen Unterschiede zwischen diesen Personengruppen zu ignorieren. Diese könnten aber u.U. hinreichen oder zu einem großen Teil bereits helfen, um die Unterschiede in den Inhaftierungsraten zu erklären. Das Ignorieren der sozialen Ursachen kann daher auch dazu führen, dass Aggressivität bei bestimmten Personengruppen zu Unrecht als eine stärker verbreitete, wenn nicht sogar typische oder angeborene Charaktereigenschaft angenommen wird. Zudem können die verwendeten Messinstrumente den individualistischen Bias stabilisieren. Um Aggression zu messen, wird beispielsweise die Zahl der tatsächlichen Verhaftungen einer Person ermittelt. Problem ist nur, dass diese Zahl der tatsächlichen Verhaftungen leicht einem *detection bias* unterliegen kann, z.B., wenn Aggression bei bestimmten Personengruppen häufiger als bei anderen Personengruppen als Aggression wahrgenommen wird und in Folge auch häufiger öffentlich angezeigt wird. Zusammen mit einem rassistischen Stereotyp kann ein solcher *detection bias* allein bereits zu häufigeren Inhaftierungen nicht-„weißer“ US-Bürger im Vergleich zu „weißen“ US-Bürgern führen. Aggression „weißer“ US-Bürger würde lediglich seltener wahrgenom-

men, damit auch seltener gemeldet, und somit wissenschaftlich seltener erfasst, d.h. gemessen.

Zusätzlich können weitere Mechanismen der Verzerrung („biases“) wirken. Selbst wenn die Aggression verschiedener Gruppen gleichermaßen sichtbar wäre, d.h. ebenso häufig gemeldet würde, könnte es immer noch sein, dass die gleiche Häufigkeit an gemeldeten Straftaten zu unterschiedlichen Inhaftierungsraten führt, z.B. wenn die Urteilsfindung in Bezug auf die gemeldeten Straftaten von status- bzw. rassistischen Stereotypen beeinflusst sind. Man könnte dies judgement bias nennen. Inhaftierungsraten heranzuziehen wäre somit keine robuste und unvoreingenommene Methode zur Messung von Aggression, da die Aggression bestimmter Gruppen systematisch nicht gesehen wird („detection bias“) oder nicht entsprechend bestraft wird („judgement bias“). Zudem, um zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren, gilt, dass dadurch u.U. bestimmte Aspekte der Aggression unsichtbar bleiben, insbesondere soziale Ursachen von Aggression. Sie sind nicht im Blickfeld, weil der Begriff von gesellschaftlichen Werten und Stereotypen beeinflusst wird – Werte darüber, wem und in Bezug auf was Schuld zugeschrieben wird, und damit: welche Taten von negativer Bewertung ausgenommen werden sollen. Im Beispiel sind dies Arten von Aggressionen, die diffus oder strukturell sind, wie z.B. staatlich gestützte Aggression, destruktive Finanzpraktiken, und dergleichen.

Interessanterweise geht es bei einem individualistischen Zugang zu Aggression häufig um eine Kombination aus rassistischen und Statusstereotypen. Schließlich sind die dadurch von negativer Bewertung ausgenommenen Formen der Aggression jene, die Wohlhabenderen bevorzugt offenstehen, weswegen sie von Sutherland auch „white-collar crimes“ genannt wurden.⁷

Durch die zunehmende Einbeziehung von Ansätzen, die sich mit „white-collar crimes“ bzw. Wirtschaftskriminalität und mit struktureller Gewalt befassen (eingeführt von Galtung 1963),⁸ ist der individualistische Fokus in der Aggressions- und Gewaltforschung inzwischen zumindest weniger stark geworden. Begriffe verändern sich in Reaktion auf Kritik und Einseitigkeiten. Dadurch werden neue Aspekte eines komplexen Phänomens und neue Subphänomene sichtbar gemacht.

Zusammenfassend zeigt sich: Wir entscheiden uns für diesen oder jenen Begriff der Aggression, für einen individualistischen Begriff der Aggression oder einen breiteren. Diese begrifflichen Entscheidungen machen Phänomene un/sichtbar. Das gleiche Bild ergibt sich in Bezug auf eine weitere Debatte in Sachen Aggression.

(b) Die soziobiologische Definition von Aggression als zu weit und gleichzeitig zu eng gefasst

Die Soziobiologie neigt dazu, Aggression sehr weit zu definieren, so weit, dass nicht-menschliche Tiere als auf die gleiche Art aggressiv gelten wie Menschen. Ein

viel diskutierter Anwendungsfall dieses breiten Verständnisses von Aggression ist der Begriff der Vergewaltigung, eine Form der sexuellen Gewalt.

Hubbard kritisierte an der Soziobiologie und an deren Nachfolgeansatz, der Evolutionspsychologie, genau dies: dass diese eine zu weite Definition von Aggression und insbesondere eine zu weite Definition von Vergewaltigung verwenden würden – „as though it denoted nothing more sinister than males' efforts to spread their genes around.“⁹ Da Vergewaltigung in der Evolutionspsychologie in der Regel sehr weit definiert wird, kann sie eben auch sehr einfach erklärt werden, nämlich als schlichter Versuch, Gene zu verbreiten.¹⁰ Damit wird aber die symbolische Machtdimension der Vergewaltigung von Menschen außen vor gelassen. Sexuelle Gewalt steht auch für Unterdrückung und Macht. Der soziobiologische Begriff der Vergewaltigung ist damit zu eng: Er lässt diese wichtige Dimensionen des Phänomens außer Betracht, so der Vorwurf.

Zudem wird Vergewaltigung als evolutionäre Strategie derjenigen verstanden, die nicht über andere, nicht-aggressive Mittel verfügen, um ihre Chancen bei der Verbreitung von Genen zu erhöhen. Als Teil der soziobiologischen Perspektive geraten also, wie auch Dupré betont hat, insbesondere Männer mit geringem sozioökonomischen Status oder Männer, die Teil einer ethnischen Minderheit sind, als die stereotypen Vergewaltiger in den Blick.¹¹

Und tatsächlich tauchen diese Personengruppen bis dato in manchen amtlichen Statistiken prominenter auf, wie Krahe berichtet. Sie fügt aber Folgendes hinzu, und das ist von zentraler Bedeutung: „the fact that low-status and ethnic-minority men feature more prominently in official statistics on sexual violence than high-status or majority-group members of society may reflect the operation of social class stereotyping and ethnic bias.“¹²

Die Botschaft ist klar: Was die statistischen Korrelationen erklärt, ist nicht unbedingt eine gruppenspezifische Vergewaltigungsneigung. Es kann auch sein, dass sich die Korrelationen genauso gut, wenn nicht sogar besser über einen detection bias erklären lassen. Ein detection bias wäre in diesem Kontext operativ, falls in der entsprechenden Gesellschaft die Vergewaltigungen der stereotypen Männer eher als Vergewaltigungen wahrgenommen werden als die Vergewaltigungen anderer Personengruppen.

Welche Mechanismen der Verzerrung bei der Erforschung von Vergewaltigung in diesem oder jenem gesellschaftlichen Kontext tatsächlich wirk(t)en, ist eine historische und empirische Frage, die hier nicht weiter erörtert werden kann. Auch weitere problematische Aspekte von evolutionären Zugängen zu Vergewaltigung müssen hier außer Betracht bleiben. Für die Zwecke dieses Aufsatzes ist nur Folgendes wichtig: Wenn ein Begriff ausgeweitet wird, dann können bestimmte nicht-extensionale Aspekte aus dem Blickfeld verschwinden. Die Ausweitung führt zugleich zu einer Verengung des Blicks, nur mit Bezug auf eine andere Dimension des Phänomens. In Bezug auf den soziobiologischen Begriff der Vergewaltigung wird, so die These der Kritiker, die symbolische bzw. Machtdimension von Ver-

gewaltigung ausgeblendet. Diese Dimension ist nicht-extensional in folgendem Sinne: Eine gegebene Vergewaltigung ist auch in einem soziobiologischen Rahmen eine Vergewaltigung, aber es kommen nur jene Aspekte in Betracht, die im soziobiologischen Paradigma der Verbreitung von Genen Platz finden. Die Fälle von Vergewaltigungen werden dabei reduziert auf soziobiologisch fassbare Dimensionen. Diese Reduktion ist eine Entscheidung, die durch Werte und Stereotype beeinflusst sein kann.

Meine an Hubbard anschließende These ist somit, dass (mindestens) zwei Dinge passieren können (und oft passieren), wenn Aggression (insbesondere Vergewaltigung) entlang der groben Linien einer evolutionären Perspektive konzeptualisiert wird: Erstens, ein „lumping diverse behaviors together and naming them to suit the scientist’s purpose,“ wie Hubbard schreibt, hat zur Folge, dass „[c]ontexts and cultural meanings“ ausradiert werden – „erased“ wie Hubbard schreibt.¹³ Damit werden auch die empirischen Belege für diese Kontexte und kulturellen bzw. symbolischen Bedeutungen ausgeblendet, d.h. systematisch in den Hintergrund gedrängt. Belege dafür, dass Vergewaltigung mit Macht zu tun haben könnte und nicht nur (wenn überhaupt) mit Sexualität oder Fortpflanzung, werden erst gar nicht produziert. Durch die evolutionäre Perspektive wird diese Dimension und die Evidenz dafür epistemisch unsichtbar gemacht.

Dadurch allein, so interpretiere ich Dupré und Krahe, können bereits bestimmte Stereotype verfestigt werden, d.h. ohne hinreichenden Grund für den oben erwähnten perfiden Schluss von einer Korrelation in einer offiziellen Statistik auf eine evolutionäre und sozial geschichtete Erklärung der Korrelation. Es ist somit zweitens sehr wahrscheinlich, dass eine solche Schlussfolgerung durch bestimmte Werte erklärt werden kann, die (zumindest teilweise) wiederum die beteiligten sozialen Stereotypen und Vorurteile erklären. Die Überzeugung, dass die Vergewaltigungsneigung in bestimmten sozialen oder ethnischen Gruppen stärker verbreitet sei, wäre damit nicht das induktive Ergebnis der Forschung, sondern der implizite Ausgangspunkt für einen Rückschluss auf eine angeblich „beste“ Erklärung, die nur unter Voraussetzung der jeweiligen Stereotypen und Vorurteile die sogenannte beste Erklärung ist. Nach Belegen für Vergewaltigungsneigung in anderen Statusgruppen wird dann vielleicht von vornherein gar nicht so genau gesucht.

Wir haben also auch hier einen Fall, in dem die Aushandlung und Entscheidung über die Ausweitung eines Begriffes keine wertfreie Angelegenheit ist. Welche begriffliche Entscheidung wir treffen hat Konsequenzen, da bestimmte Tatsachen (und die empirischen Belege für diese Tatsachen) infolge einer Begriffsausweitung sehr leicht aus dem Blickfeld verschwinden können. Man sieht nicht, was da ist, weil man nicht danach sucht.

(c) Die tradierte Konzentration auf körperliche Aggression als zu eng

Der Individualismus der Aggressionsforschung und das Ausblenden sozialer Aspekte zeigte sich in der Geschichte der Aggressionsforschung auch in einer Konzentration auf körperliche Aggression, die lange Zeit als paradigmatische Form der Aggression galt. Dies hat sich (seit ca. Ende der 1980er Jahre) geändert, wie Crick u.a. und Krahé anmerken.¹⁴ Auch wenn körperliche Aggression manchmal immer noch Ausgangspunkt ist,¹⁵ schließen Psycholog*innen heute normalerweise das ein, was sie relationale Aggression nennen. Diese zielt auf soziale Relationen ab, auf Beziehungen (als sogenannte Schadensvehikel) statt auf den Körper oder materielle Besitztümer der Geschädigten. Relationale Aggression zielt darauf ab, andere Individuen in Bezug auf ihre sozialen Beziehungen zu schädigen.

Interessanterweise änderte sich durch die Einbeziehung relationaler Aggression etwas Weiteres: eine scheinbar klare Geschlechterdifferenz in Bezug auf Aggression (mit Jungen und Männern als stereotyp aggressiver als Mädchen und Frauen), die man in vielen Daten der Aggressionsforschung fand, verschwand. Es gibt immer noch Hinweise auf eine geringe Geschlechterdifferenz, aber der Unterschied, den man heutzutage in den Studien sieht, ist viel schwächer, so der Konsensus, den Crick und Krahé wiedergeben. Im Allgemeinen gelten Mädchen und Frauen inzwischen als mehr oder weniger gleich aggressiv, nur typischerweise auf eine andere Art und Weise.¹⁶ Das bedeutet, dass lange Zeit nur die Aggressionsform untersucht wurde, die sich als charakteristisch für Jungen und Männer erwiesen hat. Dies hat sich nun geändert. Die Aggressionsforschung ist zu einem geschlechtsneutraleren Begriff übergegangen, der physische und relationale Aggressionsformen explizit unterscheidet und gleichwertig berücksichtigt.

Aber, und das ist wichtig: Es scheint, als hätten nicht irgendwelche Tatsachen die Wissenschaft dazu veranlasst, sich zuvor nur auf körperliche Aggression zu konzentrieren und später zu einem geschlechtsneutraleren Aggressionsbegriff überzugehen. Die frühere Einseitigkeit und die spätere Änderung der Konzeptualisierung geschahen vermutlich – so meine Hypothese, die natürlich historisch noch weiter untersucht werden müsste – eher aufgrund von zwei separaten, aber interagierenden Mechanismen: Erstens ist es viel einfacher, körperliche Aggression zu beobachten.¹⁷ Das könnte zu einem Teil bereits die geschlechtsspezifische Einseitigkeit, die die Literatur seit einiger Zeit geprägt hatte, erklären.¹⁸ Aber dieser Unterschied in der Einfachheit der Messbarkeit kann keinesfalls die begriffliche Veränderung über die Zeit erklären. Dieser Wandel lässt sich nur mit Bezug auf einen gesellschaftlichen Wandel erklären, der Veränderungen von Wertvorstellungen und Geschlechterstereotypen einschließt. Im Laufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die soziale Sensibilität für geschlechtsspezifische Ungerechtigkeiten zugenommen. Die zeitgenössische Vorstellungskraft in Wissenschaft und Gesellschaft ist glücklicherweise weit von dem tradierten Stereotyp entfernt, sich Frauen immer noch als die passive und schüchterne Ergänzung des Mannes vorzustellen.¹⁹ Die Frau ist nicht

mehr das „zweite Geschlecht“²⁰, das abseits steht, um den aktiven und aggressiven Männchen die Macht und damit die sprichwörtliche *Herrschaft* zu überlassen. Frauen gelten inzwischen als ebenso aktiv und aggressiv. Dadurch hat sich auch die Wahrnehmung in den Wissenschaften verändert. Man sieht jetzt erst, was da ist – eine eher weibliche Form der Aggression, die man bis in die 1980er noch nicht einmal versucht hatte zu beobachten, bis letztendlich das verzerrte Bild als Mythos entlarvt wurde, als einer der vielen „myths of gender“²¹. Aggression hat heute, zumindest in der sozialwissenschaftlichen Forschung, (fast) kein Geschlecht mehr.

Auch wenn die vorgebrachte historische Erklärung nur eine Hypothese sein kann, die – wie erwähnt – eine tiefergehende historische Untersuchung verdienen würde, möchte ich es hierbei vorerst belassen. Ich halte es für sehr plausibel, dass die Aggressionsforschung im 20. Jahrhundert zumindest teilweise auf einem historisch tief verankerten, wertgeladenen und einseitigen *Alltagsbegriff* der Aggression aufbaute, der auf stereotype Weise Jungen und Männern eine aktive und aggressive Persönlichkeit und Frauen eine passive und nicht-aggressive Persona zuschrieb. Die Aggressionsforschung hat sich aber von diesem gesellschaftlichen *Alltagsbegriff* zumindest zum Teil emanzipiert. Trotzdem gilt, dass für eine gewisse Zeit die oben zitierte Definition von Aggression einseitig interpretiert wurde: Schädigung wurde implizit als physische Schädigung verstanden, mit einseitigem Bezug auf Körper und Sachen als Vehikel der Schädigung einer anderen Person.

2. Werte als Einfluss darauf, welche empirischen Belege sichtbar werden: Wie man sieht oder nicht, was da ist

Die erwähnten Episoden und Gemengelagen in Bezug auf die Aggressionsforschung zeigen, dass *das, was ist*, nicht ausreicht, um die verschiedenen begrifflichen Entscheidungen zu treffen bzw. diese zu erklären. Begriffliche Entscheidungen sind häufig durch *das, was ist* (Tatsachen), unterbestimmt. Es gibt einen Spalt der Entscheidung, der von dem, was ist, offengelassen wird, ein Spalt durch den Werte und damit den wertgeladene Stereotype Eingang finden.

Wertgeladene Begriffe wie Aggression beeinflussen dann wiederum, ob man sieht (oder nicht), was da ist. Unterschiedliche Konzeptualisierungen (begriffliche Fassung dessen, was da ist) bedingen unterschiedliche empirische Untersuchungen und damit, dass unterschiedliche Daten, d.h. empirische Belege, gesammelt werden. Sobald die begrifflichen Entscheidungen getroffen sind, sind auch die Beobachtungen wertgeladen, weil sie theoriegeladen sind, d.h. durch die wertgeladenen begrifflichen Entscheidungen, die in die jeweilige Theorie einfließen, einseitig ausgerichtet. Man sieht nur, was die Begriffe und damit die Theorien als Möglichkeit *vorsehen*.

Manchmal beeinflussen die gesammelten Belege wiederum die Konzeptualisierungen, was im Laufe der Zeit zu Anpassungen führt. Solche Anpassungszyklen

führen aber nicht automatisch dazu, dass der Einfluss von Werten herausgewaschen wird. Im Gegenteil, der Einfluss der Werte kann sich dadurch sogar stabilisieren, was zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen führen kann. Es kann aber auch (je nach Fall) das Feld auf produktivere Wege umlenken. Die begriffliche Veränderung kann von unten nach oben beginnen (von neuen Beobachtungen zu angepassten Begriffen), oder von oben nach unten (von begrifflichen Veränderungen zu neuen Beobachtungen).²²

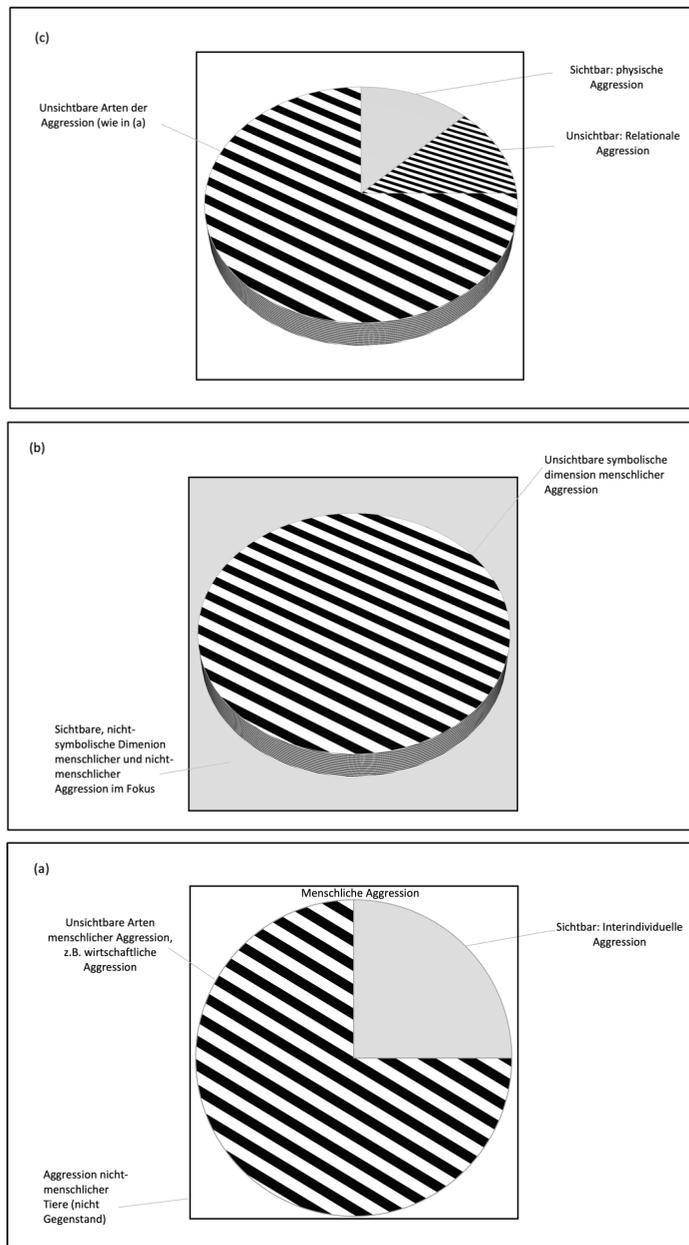
Ziel dieses Aufsatzes war, zu zeigen, dass die Verwendung eines Begriffs, bei gegebener, allgemein akzeptierter Definition, weiterhin eine *Wahl dessen beinhaltet, was wie beobachtet werden soll*, und diese Entscheidungen waren im Fall der Aggressionsforschung des 20. Jahrhunderts durch das, was ist, unterbestimmt. Im Allgemeinen sind diese Punkte über Unterbestimmtheit, Wert- und Theoriegeladenheit der Beobachtung alles andere als neu.²³ Diese Arbeit wendet diese Einsichten lediglich auf den Fall der Aggressionsforschung an, und baut dabei auch auf das auf, was Longino, wie oben erwähnt, bereits in Bezug auf die Aggressionsforschung festgestellt hat. Das Ergebnis: Ein klarer Fall, bei dem die empirischen Belege, die in einem Forschungsgebiet sichtbar werden, von Unterschieden in begrifflichen Entscheidungen über die beteiligten Begriffe abhängen.

Schematische Darstellung des Un/sichtbarwerdens

Die folgenden Abbildungen sollen das Un/sichtbarwerden dessen, das da ist, in Abhängigkeit der begrifflichen Auffassungen für die oben dargestellten Episoden veranschaulichen.

In dem Schema (a) ist nur die interindividuelle Aggression sichtbar; jede Form der staatlichen, strukturellen oder indirekten ‚white-collar‘ Aggression bleibt unsichtbar; im Schema (b) ist nur die nicht-symbolische Dimension der Aggression sichtbar, die sich über den Kreis der menschlichen Aggression hinaus auf die nicht-menschliche Aggression unter Tieren erstreckt. Bestimmte Arten und Aspekte von Aggression werden in (a) und (b) ignoriert, nämlich solche, die über diffusere und strukturelle Kanäle und über symbolische Dimensionen Machtverhältnisse erklärt werden. Im Schema (c) ist nur physische Aggression sichtbar, während relationale Aggression unsichtbar bleibt.

Konzentrieren wir uns noch einmal auf (c) und stellen wir uns eine kontrafaktische Wissenschaftsgeschichte vor, in der Wissenschaftler*innen des 20. Jahrhunderts von Anfang an mit einem breiteren Verständnis von Aggression operierten, das physische Aggression eben *nicht* als paradigmatische Form der Aggression verstand. In so einer möglichen Welt wäre u. U. das tief in der Geistes- und Kulturgeschichte der westlichen Welt verankerte Stereotyp, dass Jungen und Männer aktiver und aggressiver sind als Mädchen und Frauen, schneller aus der Gesellschaft verschwunden, als es dies tatsächlich getan hat. Dieses kontrafaktische Szenario



Abbildungen zu Episode (a) bis (c). Hellgraue Bereiche sind Bereiche des Sichtbaren; gestreifte Bereiche sind Bereiche des Nichtsichtbaren. Die Kreise, alle Arten menschlicher Aggression umfassend, sind als sich überlappend vorzustellen, wie in einem Daumenkino. Das Quadrat um den Kreis umschließt alle Formen tierischer Aggression. Dieser Bereich ist weiß dargestellt, wenn er gar nicht erst Gegenstand der jeweiligen Theorien ist. (Proportionen sind nur zur Darstellung gewählt; es sollen damit keine tatsächlichen Verhältnisse impliziert werden.)

ist natürlich eine *Just-So Story*, und daher mit Vorbehalt zu behandeln, aber es ist ein Szenario, das die positive, emanzipatorische Wirkung und Rolle von Werten in einem Forschungsprozess exemplifiziert. Ich werde am Schluss dieses Beitrags noch einmal auf diese positive Rolle zurückkommen.

Vorerst möchte ich aber den epistemologischen Befund zusammenfassen, den ich aus den dargestellten Episoden ziehen möchte. Ich bediene mich dabei einer Metapher, die ich bereits eingangs verwendete, das Forschen als „Fischen von Belegen“: Nachdem wir Begriffsnetze gesponnen haben (die Arbeit am Begriff), werfen wir unser begriffliches Netz aus, um das, was ist (Tatsachen und Belege) zu fischen. Je nach Netz sind wir in der Lage unterschiedliche Fische (d.h. Belege für Tatsachen) zu fangen. Manches geht uns durchs Netz, wenn das Netz nicht fein genug gestrickt ist. Dies zeigen die drei Episoden.

Es ist also nicht so, dass sich plötzlich herausstellte, dass es *keine* Belege mehr für geschlechtsspezifische Unterschiede in der Aggression gibt. Es ist vielmehr so, dass wir inzwischen die vielen Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Welt (das, was da ist) unterschiedlich, d.h. mit einem feineren begrifflichen Netz betrachten. Dadurch konnte die Aggressionsforschung feststellen, dass sich Frauen und Männer nicht wirklich darin unterscheiden, *ob* sie aggressiv sind. Es wurde sichtbar, dass die beiden Gruppen sich (derzeit, in den untersuchten Kontexten) lediglich in Bezug auf die Form der Aggression unterscheiden.

Zusammenfassend lässt sich somit sagen: Je nachdem, welche Hintergrundannahmen (von denen einige gesellschaftliche Werte widerspiegeln) unsere wissenschaftlichen Untersuchungen leiten, sehen wir unterschiedliche Sachen. Abhängig von der (Re-)Konzeptualisierung können bestimmte Arten von Tatsachen (und bestimmte Arten von Belegen) sichtbar oder unsichtbar gemacht werden.

Das Problem im Hintergrund: Semantische Komplexität und die daraus resultierende Unterbestimmtheit

Damit sind wir beim eigentlichen philosophischen Kernproblem: der semantischen Komplexität vieler Begriffe, die gesellschaftlich relevant sind. Im Vergleich zu vielen physiologischen Merkmalen, wie etwa Körpergröße, wirft menschliches Verhalten, insbesondere soziales Verhalten, viele begriffliche Fragen auf. Diese Fragen betreffen die Vielschichtigkeit des jeweiligen Phänomens und daher auch des Begriffs.

Der Begriff der Körpergröße ist semantisch betrachtet sehr einfach. Körpergröße ist vergleichsweise einfach zu definieren und zu messen, da das Phänomen nur einen Aspekt hat, d.h. es gibt nur eine zu messende Angelegenheit. Semantisch komplexe Begriffe hingegen zeichnen sich durch mehrere Aspekte und mehrere Verbindungen zwischen diesen Aspekten aus, die alle gemessen oder – alternativ – ignoriert werden können. Wir haben bereits einen Teil der Komplexität, die mit dem Begriff

Aspects of a typology of aggressive behaviour

<i>Response modality</i>	Verbal vs. physical
<i>Response quality</i>	Action vs. failure to act
<i>Immediacy</i>	Direct vs. indirect
<i>Visibility</i>	Overt vs. covert
<i>Instigation</i>	Unprovoked vs. retaliative
<i>Goal direction</i>	Hostile vs. instrumental
<i>Type of damage</i>	Physical vs. psychological
<i>Duration of consequences</i>	Transient vs. long-term
<i>Social units involved</i>	Individuals vs. groups

Neun Aspekte der Aggression, übernommen aus
Krahé, Barbara: The social psychology of aggression.
Hove: Psychology Press 2001, S.11.

der Aggression verbunden ist, kennengelernt. Krahé geht einen Schritt weiter und unterscheidet neun Aspekte aggressiven Verhaltens (siehe Abbildung 2).

In Bezug auf jeden dieser Aspekte kann es zu Unterschieden in der begrifflichen Auffassung kommen. Die unterschiedlichen, mehr oder weniger breiten oder engen Fassungen des Aggressionsbegriffs, die wir oben diskutiert haben, unterscheiden sich beispielsweise in folgenden Aspekten:

- *Social units involved*, bzgl. (a), da es um Individuen oder Gruppen als Akteure bzw. Opfer ging;
- *Goal direction*, bzgl. (b), da es um die Vielfalt der Ziele ging, die bei Vergewaltigung eine Rolle spielen können;
- *Type of damage*, bzgl. (a)-(c), da die Schädigung bzw. das Schadensvehikel nicht auf das Körperliche bzw. materielle beschränkt sein muss;
- *Response modality*, *immediacy* und *visibility*, beispielsweise bzgl. (c), da Aggression verbal, indirekt und damit nicht direkt beobachtbar sein kann.

Die vielzähligen Dimensionen des Begriffs, die heutzutage in der Aggressionsforschung unterschieden werden, können zudem auf vielfältige Weise kombiniert werden, und diese Kombinationen prägen dann den weiteren Forschungsverlauf. Welche Dimensionen und wie genau sie verwendet werden, ist eine Entscheidung, die nicht vollständig durch das, was da ist (Tatsachen) bestimmt ist.

Es folgt: Wenn man Unterschiede hinsichtlich Aggression zwischen Gruppen finden möchte, z.B. um die Aussage zu stützen, dass Männer aggressiver als Frauen sind, dann wird man empirische Belege finden, weil man auf eine gewisse Weise sucht und bestimmte Dimensionen unberücksichtigt lässt; wenn dieser Unterschied nicht von Interesse ist, wird man anders suchen, die jeweiligen Dimensionen und Zusammenhänge betonen, und letztendlich keine signifikanten Unterschiede zwischen Aggression von Männern und Frauen finden.

Grundsätzlich kann der durch die Tatsachen unterbestimmte Entscheidungsraum (der Spalt in der Tür) selbstverständlich auch durch zufällige Faktoren geschlossen werden. Schließlich wäre es eine zu starke Annahme, dass *alle* Wissenschaftler *ständig* von bestimmten Werten und Stereotypen motiviert sind, wenn sie das tun, was sie als Teil der Wissenschaft tun. Es ist wahrscheinlicher, dass einige mehr von solchen Werten beeinflusst werden und andere weniger. Einige werden einfach sehr pragmatisch oder unachtsam sein und unter Umständen schlicht tun, was andere tun. Solange sie dafür wissenschaftliche Anerkennung oder Geld bekommen, werden sie schlicht den einfachsten Weg wählen. Was der einfachste Weg ist, wird aber auch in so einem Fall durch die wissenschaftliche Kultur geprägt, und das bedeutet: durch die gesellschaftlich und politisch relevanten begrifflichen Entscheidungen. Der Akt der Begriffsbildung und der Begriffsveränderung, die Arbeit am Begriff ist immer auch politisch. Werte können selbstverständlich auch in eindimensionale Begriffe einfließen. Selbst beim Begriff der Körpergröße ist dies vorstellbar, da auch in einem solchen Fall eine Unterbestimmtheit vorliegen kann, auch wenn diese eher das Messparadigma als den Begriff selbst betreffen wird.²⁴ Trotzdem gilt: Je mehr Aspekte in einem Begriff enthalten sind, umso mehr Unterbestimmtheit. Mit zunehmenden Aspekten wächst auch die Anzahl der Entscheidungen, die bestimmen, welche der Aspekte und welche Verbindungen zwischen diesen Aspekten einbezogen werden. Jeder mögliche Entscheidungspunkt öffnet den Türspalt noch ein Stück mehr, durch den sich Werte und Stereotype einschleichen können. Als grobe Regel kann also gelten: Je größer die semantische Komplexität, desto mehr Werteeinfluss. Das Problem der semantischen Komplexität würde sich letztendlich erst an einem imaginären Ende der Geschichte lösen lassen: Nur *in the long run*, d.h. nur dann, wenn ein perfekter Wissender (oder eine perfekte Gemeinschaft aller Forschenden) alle Aspekte und alle Zusammenhänge kennt und gleichzeitig betrachtet und berücksichtigt, löst sich das Problem auf. Wenn, dann könnte es nur am Ende der Forschungsgeschichte eine vollständige Beschreibung der Phänomene geben. Aber solange wir forschen, anstatt philosophisch auf einen Idealpunkt oder von dort aus zu blicken, sind wir nicht an diesem idealen Punkt und daher wird es im Forschungsprozess immer eine Unterbestimmung begrifflicher Entscheidungen geben. Diese Unterbestimmtheit wächst, wie dieser Abschnitt zeigen sollte, mit der semantischen Komplexität eines Begriffs.

3. Was folgt daraus normativ betrachtet?

Wie sollen wir die relevanten Entscheidungen treffen, gegeben, dass wir im Forschungsprozess der Unterbestimmtheit und der Wertgeladenheit der begrifflichen Entscheidungen gar nicht entkommen können? Die Antwort auf diese Frage ist nicht einfach und abhängig von dem, was ich das Risiko einer begrifflichen Entscheidung nennen möchte.

Das Risiko einer begrifflichen Entscheidung

Wertgeladenheit ist nicht nur in Bezug auf Begriffe ein Thema der Wissenschaftsphilosophie. Diskutiert wird auch das sogenannte induktive Risiko, das in Bezug auf die Annahme einer Hypothese als wahr oder falsch entsteht. Wissenschaftliche Hypothesen sind, so der fallibilistische Konsensus in der derzeitigen Wissenschaft und Wissenschaftsphilosophie, immer nur bis zu einem bestimmten Grad bestätigt. Der induktive Schluss, dass eine Hypothese uneingeschränkt wahr ist und somit anzunehmen wäre, birgt damit immer das Risiko, dass dieser Schluss falsch ist. Die zweifelnde Enthaltung, ein nicht Annehmen der Hypothese, birgt aber ebenso ein Risiko, nämlich das Risiko, dass eine wichtige Handlung aufgrund des Zweifels fälschlicherweise unterlassen wird.

Medizinische Beispiele eignen sich besonders gut zur Erläuterung des induktiven Risikos. Nehmen wir an, dass es einige Belege dafür gibt, dass ein bestimmtes neues medizinisches Verfahren verlässlich ist, d.h. den Patienten nicht wesentlich schadet. Aber es gibt auch Hinweise, die in eine andere Richtung deuten. Wie epistemisch sicher müssen wir in unserem Urteil über die Verlässlichkeit des medizinischen Verfahrens sein, um den Schluss auf die Verlässlichkeit des Verfahrens wagen zu können? Wie viele Belege für die Verlässlichkeit sind genug? Welches Niveau des sogenannten induktiven Risikos – das Risiko, induktiv von den untersuchten Fällen zu allen möglichen Fällen zu springen – ist angemessen? Der Konsensus in der Wissenschaftsphilosophie lautet: Das hängt davon ab, wer man ist, d.h. welches persönliche Risiko jemand trägt. Wenn eine Person zu denjenigen gehört, die mit dem neuen Verfahren Geld verdienen wollen, kann eine geringere Sicherheit ausreichen. Das Kernrisiko dieser Personengruppe hängt schließlich mit der Tatsache zusammen, dass Geld in die Entwicklung des medizinischen Verfahrens investiert wurde. Diese Gruppe möchte also sicherstellen, dass kein falsch negativer Fehler gemacht wird, d.h., sie möchte vermeiden, dass das medizinische Verfahren fälschlicherweise als nicht verlässlich beurteilt wird, was bedeuten würde, dass die Investition ungerechtfertigterweise verloren wäre. Wenn die zur Frage stehende Person jedoch der Gruppe der betroffenen Patienten angehört, kann es gut sein, dass eine viel höhere epistemische Sicherheit erwartet wird, z.B. wenn es dieser Gruppe v.a. um den möglichen körperlichen Schaden durch das medizinische Verfahren geht. Ziel ist dann v.a. falsch positive Fehler zu vermeiden, d.h., zu vermeiden, dass das medizinische Verfahren fälschlicherweise als verlässlich beurteilt wird. Wer man ist, bestimmt also, welche Interessen und Werte einen Einfluss auf die Entscheidung haben, ob es genug Belege gibt, um den Schritt wagen zu können, das in Frage stehende Verfahren als verlässlich zu bewerten, d.h. die in Frage stehende Hypothese als hinreichend belegt zu betrachten.

Beim Risiko der begrifflichen Entscheidung, das ich in Analogie zum induktiven Risiko hiermit etablieren möchte, geht es um ähnliche Risiken. Nur gehen diese Risiken tiefer, denn die Begriffsentscheidungen beeinflussen sogar, welche Belege

überhaupt verfügbar sind. Wer man ist, bestimmt, welche Aspekte wichtig sind, und damit nach welchen Belegen gesucht wird. Frauen (oder Eltern eines Mädchens) werden sehr wahrscheinlich ein großes Risiko in den Überdehnungen des Aggressionsbegriffs als Teil der Soziobiologie sehen. Männer (oder Eltern eines Jungen) stören sich vermutlich stark an dem engen, auf körperliche Aggression beschränkten, früheren Aggressionsbegriff. Es bringt ja nicht nur Vorteile, als besonders aggressiv zu gelten. Es ist jedoch auch wichtig zu vermerken, dass das Ausblenden der relationalen Aggression auch Mädchen und Frauen benachteiligen kann bzw. sehr wahrscheinlich benachteiligt hat, weil es beispielsweise lange Zeit anscheinend verhindert hat, dass Entwicklungsprobleme von Mädchen in der Forschung angemessen berücksichtigt werden. Deswegen spricht Zahn-Waxler von dem „myth of benign childhoods for girls“, dem „belief that girls have very few problems in childhood.“²⁵ Wenn Mädchen als keine Probleme habend wahrgenommen werden, bekommen sie auch keine Hilfe. Begriffliche Entscheidungen können somit durchaus weitreichende negative Konsequenzen für Personen haben – Konsequenzen, die durchaus als moralisch relevante Benachteiligung durch unterlassene Hilfeleistung.

Normative Folgerung

Normativ betrachtet folgt leider, dass es in der Regel keine allgemeine, einfache Antwort gibt, wann eine Begriffsentscheidung richtig ist: Je nachdem, wie hoch das jeweilige Risiko ist, durch eine bestimmte begriffliche Entscheidung in irgendeiner Form geschädigt zu werden (oder bevorteilt zu werden), ist die entsprechende begriffliche Entscheidung angemessen oder nicht. Wenn die Begriffsentscheidung auf verschiedene Menschen unterschiedliche Auswirkungen hat, gibt es keine einfache Antwort, welche begriffliche Entscheidung richtig ist, selbst wenn ethische Gleichheitsgrundsätze und dergleichen herangezogen werden können, um die jeweiligen Risiken abzuwägen.

Da es, wie erwähnt, weder aus der Unterbestimmtheit noch bezüglich des unterschiedlichen Risikos der Begriffsentscheidungen einen einfachen Ausweg gibt, kann das allgemeine normative Gebot, das aus der dargestellten Sachlage für die wissenschaftliche Forschung folgt, nur ein Transparenzgebot sein: Die jeweiligen Entscheidungen sollten so transparent wie möglich gemacht werden, um die jeweils mitproduzierten Unsichtbarkeiten als weiterhin indirekt sichtbar zu erhalten.

Statt eines Fazits

Ein Wort zum berühmt-berüchtigten Wertfreiheitsideal: Was dieser Aufsatz vorgestellt hat, bekräftigt die heutzutage nicht unübliche These, dass Wissenschaftler

explizit darüber nachdenken sollten, wie Werte, Interessen und Stereotype ihre Arbeit beeinflussen. Zusammengenommen zeigen die drei dargestellten Episoden der Aggressionsforschung, dass Werte auf die Wissensproduktion gegensätzliche Auswirkungen haben können. In manchen Kontexten kann Wertgeladenheit produktiv und damit legitim sein, wie beispielsweise Anderson bereits gezeigt hat.²⁶ In anderen Kontexten kann Wertgeladenheit epistemisch zu Verzerrungen führen, wie auch Reutlinger ausführt.²⁷

Bezogen auf die behandelten drei Episoden der Aggressionsforschung bedeutet dies meines Erachtens Folgendes: Die begriffliche Ausweitung der Kampfzone (Ausweitung des Aggressionsbegriffs), um strukturelle und symbolische Gewalt und Machtverhältnisse mit zu berücksichtigen und um zu einem geschlechtsneutraleren Begriff der Aggression zu kommen, sind beides Episoden des epistemischen Fortschritts, während die soziobiologische Erweiterung des Aggressionsbegriffs dies nicht war, da nichts Neues sichtbar gemacht wurde und stattdessen wichtige Aspekte ausgeblendet wurden. Nur die ersten beiden Ausweitungen der Kampfzone halfen dabei, neue und gesellschaftlich bedeutsame Tatsachen zu sehen – etwas, das da ist, und bis dahin unsichtbar war. Es wurde etwas sichtbar gemacht, und zwar nicht trotz, sondern wegen des Wertes der Gleichstellung, der die jeweilige Ausweitung des Begriffs und die darauf basierte weitere Forschung sehr wahrscheinlich mitmotivierte.

Anmerkungen

- 1 Vgl.: Longino, Helen E.: *What Do We Measure When We Measure Aggression?*. In: *Studies in History and Philosophy of Science Part A* 32 (2001), S. 685-704; Longino, Helen E.: *Studying Human Behavior: How Scientists Investigate Aggression and Sexuality*. The University of Chicago Press 2013.
- 2 Vgl.: Hubbard, Ruth: *The Political Nature of "Human Nature"*. In: Rhode, Deborah L. (Hg.): *Theoretical Perspectives on Sexual Difference*. Yale University Press 1990, S. 63-73, S. 67; Dupré, John: *Fact and Value*. In: Dupré, John / Harold, Kincaid / Wylie Alison (Hg.): *Value-Free Science? Ideals and Illusions*. Oxford University Press 2007, S. 27-42.
- 3 Vgl.: Krahé, Barbara: *The Social Psychology of Aggression*. Psychology Press 2013.
- 4 Baron, Robert A. / Richardson, Deborah R.: *Human Aggression*. Plenum Press 1994, S. 7; zit. n.: Krahé, Barbara: *The Social Psychology of Aggression*, S. 9. Vgl.: Berkowitz, Leonard: *Aggression: Its Causes, Consequences, and Control*. New York: McGraw-Hill 1993; Allen, Johnie J. / Anderson, Craig A.: *Aggression and Violence: Definitions and Distinctions*. In: Sturme, Peter: *The Wiley Handbook of Violence and Aggression*. Wiley 2017, S. 1-14. Der genaue Wortlaut der Definitionen dieser Autoren weicht geringfügig ab, die berücksichtigten Aspekte sind jedoch die gleichen.
- 5 Vgl.: Longino, Helen E.: *What Do We Measure When We Measure Aggression?*, S. 688; vgl. Longino, Helen E.: *Studying Human Behavior: How Scientists Investigate Aggression and Sexuality*.
- 6 Longino, Helen E.: *Studying Human Behavior: How Scientists Investigate Aggression and Sexuality*, S. 177. Vgl. Ebd. S. 151-2; 154, 163, 196; Vgl. Longino, Helen E.: *Science as Social Knowledge: Values and Objectivity in Scientific Inquiry*. Princeton University Press 1990, S. 98-102.
- 7 Sutherland, Edwin: *White-Collar Criminality*. In: *American Sociological Review* 5 (1940), S. 1-12.
- 8 Galtung, Johan: *Violence, Peace, and Peace Research*. In: *Journal of Peace Research* 6 (1969), S. 167-169.
- 9 Hubbard, Ruth: *The Political Nature of "Human Nature"*, S. 67.
- 10 Die gleiche Art von Kritik wurde ausführlich von Fausto-Sterling dargelegt mit zahlreichen Zitaten

- von Soziobiologen. Fausto-Sterling, Anne: *Myths of Gender: Biological Theories about Women and Men*. Basic Books 1992 [1985], S. 156-204. Vgl. Thornhill und Palmer als bekannte Verteidiger einer evolutionären Darstellung von Vergewaltigung: Thornhill, Randy / Palmer, Craig: *Natural History of Rape: Biological Bases of Sexual Coercion*. MIT Press 2000. Für eine detaillierte, kritische Diskussion siehe die folgende Sammlung von Aufsätzen: Travis, Cheryl Brown: *Evolution, Gender, and Rape*. MIT Press 2003. Auch die Ethologie, in bestimmter Hinsicht ein Vorläufer der Soziobiologie, wurde bereits entsprechend kritisiert. Siehe beispielsweise Fromms Argumente gegen Lorenz Darstellung von Aggression: Fromm, Erich: *The Anatomy of Human Destructiveness*. New York: Holt, Rinehart and Winston 1973; Lorenz, Konrad: *Das sogenannte Böse*. Wien: Dr. G. Borotha-Schoeler 1963.
- 11 Vgl.: Dupré, John.: *Fact and Value*, S. 32-35.
- 12 Krahé, Barbara: *The Social Psychology of Aggression*, S. 234.
- 13 Hubbard, Ruth: *The Political Nature of "Human Nature"*, S. 67.
- 14 Vgl.: Crick, Nicki R. / Ostrov, Jamie M. / Kawabata, Yoshito: *Relational Aggression and Gender: An Overview*. In: Flannery, Daniel J. / Vazsonyi, Alexander T. / Waldmann, Irwin D. (Hg.): *The Cambridge Handbook of Violent Behavior and Aggression*. Cambridge: Cambridge University Press 2007, S. 245-259; Krahé, Barbara: *The Social Psychology of Aggression*.
- 15 Scarpa und Raine schreiben beispielsweise in einem Überblick über zeitgenössische biosoziale Darstellungen von Aggression: „The terms ‚aggression‘ and ‚violence‘ are used interchangeably here to reflect acts that cause, or threaten to cause, *bodily* harm to another.“ (Hervorhebung M.K.). Die Konnotation von „Gewalt“ als standardmäßig physisch wird hier auf „Aggression“ übertragen. Scarpa, Angela / Raine, Adrian: *Biosocial Bases of Violence*. In: *The Cambridge Handbook of Violent Behavior and Aggression*, S. 151-69, hier S. 152.
- 16 Das Ausmaß der Aggressivität wird bei Jungen und Männern zwar regelmäßig etwas höher eingeschätzt, aber der Unterschied zu Mädchen und Frauen ist deutlich geringer als bisher angenommen. Siehe zur Übersicht, wie erwähnt: Crick, Nicki R. / Ostrov, Jamie M. / Kawabata, Yoshito: *Relational Aggression and Gender: An Overview*; Krahé, Barbara: *The Social Psychology of Aggression*, S. 78-86; vgl. Björkqvist, Kaj: *Gender Differences in Aggression*. In: *Current Opinion Psychology* 19 (2018), S. 39-42.
- 17 Siehe bspw. Zahn-Waxler oder Crick u.a. für Erläuterungen zu den aufwendigen Methoden, um die eher subtilere relationale Aggression zu beobachten und zu dokumentieren, ohne dabei erneut Genderstereotype zu generieren. Zahn-Waxler, Carolyn: *Warriors and Worriers: Gender and Psychopathology*. *Development and Psychopathology* 5 (1993), S. 79-89; Crick, Nicki R. / Ostrov, Jamie M. / Kawabata, Yoshito: *Relational Aggression and Gender: An Overview*, S. 247.
- 18 Ähnliche, auf Einfachheit der Datenerhebung bezogene Erklärungen gibt es für manche der geschlechtsspezifischen Einseitigkeiten der bisherigen medizinischen Forschung. Frauen als Versuchsteilnehmer*innen sind Kostentreiber, da Effekte des weiblichen Zyklus zu Verzerrungen in den Ergebnissen führen können. Die Kontrolle dieser Effekte erfordert aufwendige Maßnahmen.
- 19 Siehe dazu aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive v.a. in Bezug auf evolutionäre Narrative und deren gesellschaftlich bedingter Interpretation: Milam, Errika Lorraine: *Making Males Aggressive and Females Coy: Gender across the Animal-Human Boundary*. *Signs* 37 (2012), S. 935-959.
- 20 De Beauvoir, Simone: *Le Deuxième Sexe*. Paris: Gallimard 1949.
- 21 Der Ausdruck „myth of gender“ wurde m. W. von Fausto-Sterling geprägt. Siehe Fausto-Sterling, Anne: *Myths of Gender: Biological Theories about Women and Men*. New York: Basic Books 1992 [1985]. Zum Mythos in Bezug auf Gender und Aggression siehe beispielsweise Zahn-Waxler, Carolyn / Polanichka, Nicole: *All Things Interpersonal: Socialization and Female Aggression*. In: Bierman, Karen L. / Putallaz, Martha (Hg.): *Aggression, Antisocial behavior, and Violence Among Girls: A Developmental Perspective*. Guilford Press 2004, S. 48-68; Zahn-Waxler, Carolyn: *Warriors and Worriers: Gender and Psychopathology*.
- 22 Diese Zyklen der Anpassungen können, müssen aber nicht den von Hacking ausführlich thematisierten „looping effects of human kinds“ entsprechen, da bei Hacking solche zyklischen Anpassungen (loops) eine Veränderung des Verhaltens der mit den Begriffen beschriebenen oder erforschten Individuen beinhaltet. Siehe Hacking, Ian: *Making up people*. In: Heller, Thomas / Sosna, Morton / Wellbery, David (Hg.): *Reconstructing Individualism: Autonomy, Individuality and the Self in Western Thought*. Stanford: Stanford University Press 1986, S. 222-36; Siehe Hacking, Ian: *The Looping Ef-*

- fects Of Human Kinds. In: Sperber, Dan / Premack, Ann James/ Premack, David (Hg.): Causal Cognition. Oxford: Oxford University Press 1995, S. 351-83. "Looping effects" sind sicherlich auch beim Begriff der Aggression möglich, aber ob dem so ist, ist nicht Gegenstand dieses Beitrags. Fausto-Sterling bespricht einen Mechanismus, der dazu beitragen könnte. Die Beschreibung des aggressiven Verhaltens eines Kindes kann durch einen „observer bias“ geprägt sein, der sich aus Geschlechterstereotypen hinsichtlich Aggression speist, so Fausto-Sterling. Da dies auch die Interaktionen mit dem Kind beeinflussen wird, kann das Kind darauf in die eine oder andere Weise reagieren, sich dem zugeschriebenen Verhalten anpassen oder sich dagegen wehren. Fausto-Sterling, Anne: *Myths of Gender: Biological Theories about Women and Men*, S. 137.
- 23 Siehe beispielsweise Duhem, Pierre: *La Théorie Physique: Son Objet et sa Structure*. Paris: Chevalier & Rivière 1906; Anderson, Elizabeth: *Uses of Value Judgments in Science: A General Argument, with Lessons from a Case Study of Feminist Research on Divorce*. In: *Hypatia* 19 (2004), S. 1-24; Longino, Helen E.: *Science as Social Knowledge: Values and Objectivity in Scientific Inquiry*; Kuhn, Thomas: *The Structure of Scientific Revolutions*. University of Chicago Press 1962; Kuhn, Thomas: *Objectivity, Value Judgement, And Theory Choice*. In: Kuhn, Thomas: *The Essential Tension*. Chicago: University of Chicago Press 1977, S. 320-39.
- 24 Stellen Sie sich dazu eine weitere, kontrafaktische Just-so Geschichte vor: Die UN entscheiden, dass in Zukunft Fuß als Längenmaß global zu verwenden sei. Befürwortet wurde diese Entscheidung von den Fußisten (footists), eine Gruppe von Aktivisten für die Fußgängermobilität in Praxis und Theorie einen hohen Wert darstellt. Fußisten glauben an das peripatetische Prinzip (PP), das besagt, dass man nichts verstehe, wenn man sitzt. Die Fußisten argumentierten zudem, dass nur Gehen den Geist zu Erkenntnis führen könne, da es die einzige natürliche Bewegung des Körpers sei. Schwimmen, Radfahren etc. sei so unnatürlich wie Fliegen, so die Fußisten. Unterstützt wurde diese Argumentation auch durch den Verweis, dass das Gehen (und nicht der Gebrauch von Werkzeugen oder unsere sozialen Interaktionen, wie andere behaupteten) uns evolutionär zum Menschen gemacht habe. Gehen, so behaupten die Fußisten, erkläre die Evolution von Geist und Bewusstsein. Kurzum: Der bis dahin in manchen Weltregionen gebräuchliche Meter, so die Fußisten, widerspreche der Natur des Menschen. Der Fuß ist, alles zusammengenommen, von zentraler philosophischer Bedeutung, wenn nicht sogar „heilig“ oder „kosmisch,“ wie die fußistischen Theologen beipflichteten. Nicht zuletzt ist das Waschen der Füße ein Ritual, von dem bereits die Bibel spricht. Der Fuß muß daher, so der Schluß der Fußisten, auch die Grundlage für das Verständnis grundlegender ontologischer Einheiten sein, wie das Längenmaß eines ist. – Diese Just-so Geschichte zeigt: Werte können auch in Entscheidungen, wie man über Längenmaße nachdenkt, einfließen.
- 25 Zahn-Waxler, Carolyn: *Warriors and Worriers: Gender and Psychopathology*; Zahn-Waxler, Carolyn / Polanichka, Nicole: *All Things Interpersonal: Socialization and Female Aggression*, S. 280.
- 26 Vgl.: Anderson, Elizabeth: *Uses of Value Judgments in Science: A General Argument, with Lessons from a Case Study of Feminist Research on Divorce*.
- 27 Vgl.: Reutlinger, Alexander: *When Do Non-Epistemic Values Play an Epistemically Illegitimate Role in Science? How to Solve One Half of the New Demarcation Problem*. In: *Studies in History and Philosophy of Science* 92 (2022), S. 152-61.

DISKURSE.KONTEXTE.IMPULSE

Publikationen des Elfriede Jelinek-Forschungszentrums

Herausgegeben von Pia Janke

BAND 25

Universität Wien | Interuniversitärer Forschungsverbund Elfriede Jelinek
der Universität Wien und Musik und Kunst Privatuniversität der Stadt Wien

Andrea Heinz (Hg.)

Geschlecht & Gewalt

Künstlerisch-wissenschaftliche Perspektiven

PRAESENS VERLAG

Gefördert von der Stadt Wien Kultur



und durch das  **Bundesministerium**
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport



Coverfoto (Elfriede Jelinek: *Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte*. Landestheater Linz, Inszenierung: Charlotte Sprenger, 2020. Angela Waidmann, Anna Rieser, Hanna Binder). Foto: Petra Moser / Landestheater Linz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-7069-1198-6

© Praesens Verlag
<http://www.praesens.at>
Wien 2023

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

INHALT

Einleitung	9
ELFRIEDE JELINEK, FEMINISMUS UND GENDER	17
<i>Britta Kallin:</i> Elfriede Jelineks Thesen und Texte zu Gewalt und Geschlecht	19
Gespräch mit <i>Rosemarie Brucher, Sabine Grenz, Stefan Krammer:</i> Differenzierung oder Fortsetzung unter anderen Vorzeichen? Formen von Geschlecht und Gewalt bei Elfriede Jelinek aus aktuellen Perspektiven	33
<i>Agnieszka Jezierska:</i> Einige Bemerkungen zur Diskussion von Rosemarie Brucher, Stefan Krammer und Sabine Grenz: Differenzierung oder Fortsetzung unter anderen Vorzeichen? Formen von Geschlecht und Gewalt bei Elfriede Jelinek aus aktuellen Perspektiven	41
<i>Artur Pelka:</i> Kapitalisierung, Ausbeutung – Neoliberalismus, Globalisierung???	54
RECHTE NARRATIVE UND GESCHLECHT	71
<i>Matthijs Bogaards:</i> Democratic Decline, Autocratic Deepening, and the Rise of Anti- Gender Politics	73
<i>Andrea Pető:</i> Fragen der historischen Untersuchung von Vergewaltigung im Krieg	83
<i>Natascha Strobl:</i> Männlichkeitsbild des Rechtsextremismus Der Mann bildet ab – Rechtsextreme Geschlechterbilder	102
Gespräch mit <i>Uta Degner, Sara Ostertag, Natascha Strobl</i> , moderiert von <i>Lisz Hirn:</i> „Der Mann ist das, was abbildet“	111

STRUKTURELLE GEWALT	119
<i>Elfriede Jelinek:</i>	
Prinzessinnen! Brennendes Unterholz!	
Zu Jürgen Messensees Infantinnen	121
<i>Jean Beers:</i>	
Dekonstruktion veralteter Machtstrukturen?	
Überlegungen zu chauvinistischen Machtstrukturen und die	
Frage nach der Weiblichkeit der Kunst	135
Gespräch mit <i>Jean Beers, Karoline Exner, Janina Klassen</i> , moderiert von	
<i>Monika Meister:</i>	
Genie Mann?	
Kunstschaffen neu denken	146
<i>Judith Goetz:</i>	
Das Drama der Femi(ni)zide	
Warum patriarchale Gewalt auch im Theater sichtbar gemacht	
werden muss	157
Gespräch mit <i>Judith Goetz, Sarah Held, Steffen Jäger, Lea Susemichel</i> ,	
moderiert von <i>Andrea Heinz:</i>	
Die Dramaturgie der Männergewalt	177
REPRÄSENTATION DER GEWALT	195
<i>Lydia Haider / Hugo von Hofmannsthal:</i>	
Die Buhlschaft in Herbert	
Eine Heimführung	197
Gespräch mit <i>Margarete Affenzeller, Lydia Haider, Jennifer Weiss</i> , moderiert	
von <i>Andrea Heinz:</i>	
Herbert und seine Brüder	206
<i>Magdalena Ölzant:</i>	
Modelle <i>Musen*</i> <i>Mäzeninnen*</i> <i>Malerinnen*</i>	
Frauen-Bilder in der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen	
Museums	219
<i>Olga Flor:</i>	
Botoxischer Maskulinismus	
... und was sich dem entgegensetzen lässt	245
<i>Lea Susemichel:</i>	
„Das Zeug einfach machen“	
Das ästhetische Urteil lässt sich vom moralischen nicht trennen:	
Zur Debatte um „Cancel Culture“ und Werkautonomie	250

KAPITALISTISCHE UND NEOLIBERALE SYSTEME	261
<i>Elfriede Jelinek:</i>	
Keiner weiß mehr, keiner weiß es mehr (zu Martin Leidenfrost: „Die Tote im Fluß. Der ungeklärte Fall Denisa Š.“)	263
Gespräch mit <i>Carolin Emcke, Xenia Hausner, Bettina Hering, Lisz Hirn, Mavie Hörbiger</i> , moderiert von <i>Pia Janke</i> :	
Geld.Gewalt.Geschlecht.	266
Gespräch mit <i>Jan Giffhorn, Gabriele Michalitsch, Artur Petka, Inga Winkler</i> , moderiert von <i>Andrea Heinz</i> :	
„Die Frau ist das, was abgebildet ist“? Diskursive Hierarchien und Subversion	277
<i>Gabriele Michalitsch:</i>	
„Länge mal Breite zahlen wir drauf ...“ Elfriede Jelineks feministische Kritik der politischen Ökonomie	287
<i>Karoline Exner:</i>	
<i>liebe sprache klang</i> Don Juan Monologe im Rahmen des Mozartjahres 2006	306
MARGINALISIERUNG UND AUSSCHLUSS	327
Gespräch mit <i>Bérénice Hebenstreit, Maria Kronfeldner, Jolantha Seyfried</i> , moderiert von <i>Andrea Heinz</i> :	
Marginalisierung oder Widerstand Frauen* in Kunst und Wissenschaft	329
<i>Christoph Reinprecht:</i>	
Zum Verhältnis von Geschlecht, Gewalt und Kapitalismus Soziologische Perspektiven	338
<i>Elisabeth Bronfen:</i>	
Weibliche Selbstopferung: Ein subversiver Akt? Weswegen wir den Heldinnen großer Operntragödien doch Autonomie zuerkennen müssen	348
<i>Janina Klassen:</i>	
Mediale Zwischenräume Auf Tonspurensuche von und nach Patricia Jünger	357

AUSBLICK: STRATEGIEN UND INTERSEKTIONALE ANSÄTZE	367
<i>Maria Kronfeldner:</i>	
Die begriffliche Ausweitung der Kampfzone	
Der Begriff der Aggression zwischen Wissenschaft	
und Gesellschaft	369
Gespräch zwischen <i>Christina Tschernitz</i> und <i>Mel Stein:</i>	
„Bieten Sie mal was an!“	
Über das Erarbeiten von intimen (Gewalt-)Szenen auf der Bühne	387
Gespräch zwischen <i>Nikolaus Selimov</i> und <i>Jolantha Seyfried:</i>	
Gewalt – Genie – Geschlecht	402
Autor*innen und Gesprächspartner*innen	417
Danksagung	425

Die von den Autor*innen gewählte alte oder neue Rechtschreibung wurde jeweils beibehalten.
Wenn nicht von dem*der Autor*in selbst anderes entschieden, wurde im Sinne der geschlechtergerechten Sprache der Genderstern verwendet.